

Geschichtskultur im Ruhrgebiet*

Prof. Dr. Klaus Tenfelde, geb. 1944 in Erkelenz, bergmännische Lehre und Polizeivollzugsdienst, Studium der Geschichte, Germanistik, Pädagogik und Philosophie in Münster und am Hamilton College/USA, lehrte von 1986 bis 1990 Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Innsbruck, von 1990 bis 1995 Sozialgeschichte an der Universität Bielefeld und lehrt seit 1995 Sozialgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum. Er ist Geschäftsführender Leiter des Instituts zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung der Ruhr-Universität Bochum.

Der Kulturbegriff inflationiert in diesen Jahren, ein jeder führt ihn gern im Mund, und zwar wohl immer unter positiver Wertbeimessung. Das wirklich Abgelehnte wird auch heute kaum je Kultur genannt. Spricht einer von der Straßen- oder Kneipenkultur, der Kultur der Obdachlosen oder derjenigen der Schmutzkinder, so schwingt mindestens Anerkennung über die Selbstbehauptung mit, die Menschen in ansonsten ziemlich ausweglosen Situationen immer noch beseelt. Irgendwie unterstellt ein solcher Kulturbegriff eine gewisse, oft auf ein Milieu bezogene Geschlossenheit, die sich beschreiben und eingrenzen läßt, in der, vor allem, Mensch-sein möglich wird. Wie immer bei inflationärem Begriffsgebrauch, kann ungewollte Ironie mitschwingen. Anscheinend wird mit dem Begriff der Kultur heute ein Insgesamt umfaßt, das sich unter Gruppen von Menschen aus Lebensweise, Bewußtsein und Verhaltensformen konstituiert, eine unterscheidbare Besonderheit, der mit der Zuerkennung des Kulturbegriffs auch die Würde des Eigenständigen recht eben verliehen werden soll. Oder der Kulturbegriff wird ideologisiert. Jüngst etwa hat sich der Ausdruck „Unternehmenskultur“ in der unternehmensgeschichtlichen Forschung etabliert. Man meint damit vor allem ein hohes Maß an Übereinstimmung zwischen Management und Belegschaften zur Verfolgung der Unternehmensziele, und wenn der Ausdruck ganz unkritisch gebraucht wird, eignet er sich, das Ziel der Gewinnoptimierung vergessen zu machen.

Über „Geschichtskultur“

Daneben gibt es natürlich immer noch den konventionellen Kulturbegriff, der die drei großen Felder altbürgerlichen Menschseins umfaßt: Bildung, Kunst und Wissenschaft - zum Nutzen, zur Bildung des Menschengeschlechts und zu dessen Freude und nützlichem Zeitvertreib, „aut prodesse aut delectare“, wie man das im 18. Jahrhundert erfand und im 19. Jahrhundert fest in

* Einen Vortrag mit diesem Titel habe ich am 9. Dezember 1995 vor dem „Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher“ auf dessen Jahrestagung in Bochum gehalten. Für diese Veröffentlichung wurde der Text gründlich verändert und mit wenigen Hinweisen in den Anmerkungen versehen.

den bürgerlichen Tugendkatalog eingliederte, ja, als öffentliche Aufgabe etablierte. Noch immer ist uns dieser Kulturbegriff am besten vertraut, begegnen wir ihm doch überall in der staatlichen Bildungs- und Kulturpolitik: Schulen, städtische Kulturreferenten, Theater und Konzerte, Volkshochschulen und Universitäten.

Es scheint Wellen im Gebrauch des Kulturbegriffs zu geben, eine solche Welle läßt sich beispielsweise um die Jahrhundertwende ausmachen, als Kultur- und Sittengeschichten in großer Zahl erschienen und sich in Deutschland der Glaube verbreitet hatte, daß die Welt von deutscher Kultur genesen könne. Eine neue Welle der Kultur-Komposita und -Definitionen ist offenbar durch den Aufschwung der Forschung über Arbeiterkultur seit den 1970er Jahren eingeläutet worden. Arbeiterkultur, das umfaßte die Lebensweise der Arbeiter, ihr Zurechtfinden in bedrückender Umwelt, zugleich aber ihr Streben nach „Veredelung“, Prozesse der Organisation, die Arbeiterkultur-bewegung. Etwas anders verlief die Entwicklung in den Forschungen zur Geschichte des Bürgertums, die etwa seit Mitte der 1980er Jahre angelaufen sind: Hier ist bald bemerkt worden, daß sich etwa das deutsche Bildungsbürgertum zumal durch seine Kultur definierte, durch Bildung nämlich als ein, wie Reinhard Koselleck gesagt hat, sich selbst induzierendes Wissen. Gestützt wurde dies durch den Aufschwung der Alltagsgeschichte, die sich vor allem der Kultur der kleinen Leute widmete, dann durch oftmals beeindruckende Studien zur Kulturgeschichte der frühen Neuzeit, hier sei der Name Richard van Dülmen erwähnt, schließlich durch eine seit einigen Jahren anhaltende kulturalistische Wende der Geschichtsschreibung schlechthin, von der zur Zeit viele reden. Manchmal entschwindet in solchem Reden die historische Wirklichkeit. Es gibt ernsthaft die Auffassung, daß Geschichte nicht wirklich so gewesen sei, wie sie die Historiker immer dargestellt haben - wirklich sei vielmehr das, was in den Köpfen der Menschen über Geschichte gedacht wird.

Diese Auffassung ist nicht völlig von der Hand zu weisen, etwa sofern durch eine stärker kulturgeschichtliche Orientierung den historischen Subjekten, den Menschen selbst als Handelnden und als keineswegs willenlosen Objekten politischen Handelns in ihren jeweiligen gesellschaftlichen Umständen größere Gerechtigkeit widerfährt. Dagegen hatte eine stärker strukturgeschichtlich operierende Sozialgeschichte den Akzent eher auf unterliegende Entwicklungen, auf in Begriffen verdichtete Idealtypen gelegt und diese oftmals mit gewisser Zwangsläufigkeit dem Weg in die industriegesellschaftliche Moderne zugeordnet. Es geht freilich stets um beides. Denn der Historiker genießt den Vorzug der Rückschau. Er kann Entwicklungen identifizieren, die im Kern oder der ihnen zukommenden Bedeutung nach den Menschen in ihren Zeiten nicht bewußt waren. Geschichte ist mehr als die Summe des Handelns und Verhaltens von Menschen in gegebenen Zeiten. Eine solche Summe wäre auch im Prozeß der Aneignung von Geschichte sinnlos, da nicht zu bewältigen, und in diesem Sinne ist Geschichte immer

Auswahl des Gewesenen, ist Interpretation durch Auswahl. In der Tat, ein Name, der in jüngerer Zeit durch die Seminare geistert, könnte eine neue Vereinbarung von Ökonomie, Politik, Gesellschaft und Kultur signalisieren: der des französischen Historikers, Ethnologen und Sozialwissenschaftlers Pierre Bourdieu. In seiner Terminologie definieren sich Klassen stets auch in kulturellen Horizonten und werden geschichtswirksam, und das bezeichnet eine bedeutende Erweiterung mindestens der eher materialistischen historischen Gesellschaftsanalyse, eine Erweiterung, die allerdings - Bourdieu leugnet das nicht¹ - bei Max Weber schon deutlich angelegt war.

Auch aus anderen Gründen ist die Beachtung der jeweiligen „Wahrnehmung“ von Geschichte wichtig, also das, was heute weithin als „linguistic turn“ der Geschichte bezeichnet wird. Eine Geschichte „an sich“ gibt es nicht, wiewohl jeder weiß, daß es Geschichte gab und daß diese ihn und seine Umwelt geprägt hat: Immer bezeichnet Geschichte einen Prozeß der Aneignung des Gewesenen. Diese Aneignung vollzieht sich in einem breiten Spektrum alltäglicher Verhaltensweisen. Vom Wiedertun des Gewohnten, vom Nachvollzug des Anerzogenen bis zur subtilen Quellenanalyse der Historiker reicht dieses Spektrum, und in diesem Sinne ist Geschichte immer zugleich alltäglich und wissenschaftlich. Man könnte diesen Prozeß der Aneignung der Geschichte, die Formen, die er in einer Gesellschaft annimmt, die bevorzugten Sichtweisen, die „Bilder von der Geschichte“, die durch ihn erzeugt werden, mit einigem Recht „Geschichtskultur“ nennen: einen Modus, nach dem sich eine Gegenwart Rechenschaft von ihrer Vergangenheit gibt (J. Huizinga), ein Modus also auch, mit dem Menschen ihren Gegenwarten Sinn verleihen, ihre Existenz legitimieren.²

Zu einer solchen „Geschichtskultur“ gehören die Reden der nationalen Repräsentanten zum 8. Mai oder zum 20. Juli eines jeden Jahres und besonders zu Jubiläen - ein bei diesen Daten schwieriges Wort, das schon bezeichnet Besonderheiten der deutschen Geschichtskultur - ebenso wie die Rolle der Geschichte in der veröffentlichten Meinung und auf dem Büchermarkt, die Aktivitäten der sehr zahlreichen historischen Vereine und Kommissionen, der Historischen Institute an den Universitäten, der Historischen Museen, der Staats- und Stadtarchive oder auch nur derjenigen gesellschaftlichen Einrichtungen, also der Verbände, Unternehmen, Institutionen, die sich von Zeit zu Zeit immer wieder einmal, gewöhnlich zu Gründungsjubiläen, ihrer Geschichte vergewissern - ein sehr weites und in Deutschland, wie es scheint, ganz gut bestelltes Feld. Vor allem bei den letztgenannten

1 Besonders lesenswert jetzt (die wichtigen Schriften von B. liegen in deutscher Übersetzung vor): Pierre Bourdieu im Gespräch mit Lutz Raphael, Über die Beziehungen zwischen Geschichte und Soziologie in Frankreich und Deutschland, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996) S. 62-89.

2 Vor allem Jörn Rüsen hat den Ausdruck „Geschichtskultur“ gewählt, um „das Gemeinsame und Übergreifende“ des Umgangs mit der Vergangenheit zu bezeichnen; Geschichtskultur in diesem Sinne habe eine ästhetische, eine politische und eine kognitive Dimension. Jörn Rüsen, Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art, über Geschichte nachzudenken, in: ders., *Historische Orientierung*, Köln etc. 1994, S. 211-234, 212, 219f. Über jüngere Debatten s. etwa den Bd. von Christoph Conrad und Martina Kessel (Hrsg.), *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, Stuttgart 1994.

schwingt die Legitimationsfunktion dieser Anstrengungen stets deutlich mit, während sich öffentliche Einrichtungen und zumal die wissenschaftliche Forschung definiertermaßen davon freizuhalten haben, was nicht ausschließt, daß auch wissenschaftlich begründete Geschichtsbilder politische Implikationen haben.

Natürlich muß man im Blick behalten, daß Geschichte nicht ausschließlich das Denken und Verhalten von Menschen determiniert, daß gegenwärtige Wert- und Verhaltensorientierungen mindestens so sehr aus Glaubensüberzeugungen wie aus rationalen Gesellschaftsmodellen, Utopien gleichsam über das Zusammenleben der Menschen, bezogen werden; immer aber wird darin auch historisch operiert. Auch insofern signalisiert Geschichtskultur die Befindlichkeit einer Gesellschaft. Sie bezeichnet die verfügbaren und weithin geteilten Deutungsmöglichkeiten einer Gesellschaft. Zu ihren interessantesten Erscheinungen gehört die Territorialisierung und Regionalisierung, gar Lokalisierung von Geschichtsbewußtsein in der Gegenwart - bis hin zu Stadtteil-, ja, Straßengeschichten. Das „Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher“ hat die jüngste Ausgabe seines Informationsblatts der „Stadtteilgeschichte und Geschichtsbewegung“ gewidmet.³ Für sich ist das seit 1994 bestehende „Forum“, zusammen mit einer Fülle weiterer Initiativen im Ruhrgebiet seit den achtziger Jahren, ein bemerkenswerter Ausdruck einer neuen Bedeutung, die für die Menschen im Revier ihre Geschichte offenkundig angenommen hat. Viele Menschen sind, ganz und gar aus privater Initiative, aktiv geworden, und mag es zwar in der Natur solcher „Bewegungen“ hegen, daß sie rasch einschlafen können, sofern ihnen eine institutionelle Anbindung nicht gelingt, so sind die Resultate: Werkstätten, stadtteilbezogene Veranstaltungen und Förderungsvereine, Aktionen zur Rettung und Erhaltung von historischer Bausubstanz, historische Wanderwege, Vortragsreihen und vieles andere doch imposant. Dies ist nicht ein von irgendwo aufgepfropftes, sondern ein ganz urständiges, neues Geschichtsbewußtsein. Es hat sich keineswegs frei von kommunalen Anstrengungen oder gegen diese, auch nicht fern von anderen Bildungsträgern und kulturveranstaltenden Institutionen oder gegen diese entwickelt; überall gab es lockere Beziehungen hierzu, auch städtische und staatliche Unterstützungsgelder, während überhaupt die geschichtspflegenden Einrichtungen im Ruhrgebiet — es wäre hier unerheblich, über Grenzen und Schwerpunkte dieses geographischen Raums zu reden - ebenfalls ungefähr seit den siebziger Jahren einen bemerkenswerten Ausbau erfahren haben. Stadtarchive, die über Jahrzehnte von gelegentlich aus purem Interesse und ohne Vorbildung aktiven Persönlichkeiten als Einzelkämpfern überhaupt erst angesammelt oder, in den großen Kommunen, bis in die sechziger Jahre von einzelnen Archivaren ohne große Unterstützung ziemlich im Schatten der Kommunalpolitik geführt wurden, sind heute meist wohlausgebaute Einrichtungen mit lebhaftem Benutzerdienst, Ausstellungen und Veröffentlichungsreihen. Den Museen,

³ Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher, Informationen 1/96, zu beziehen: Leithestr. 35, 45886 Gelsenkirchen; verantwortlich: Birgit Beese und Wolfgang Ebert.

die für sich stark ausgebaut oder überhaupt erst gegründet wurden, ist gar ein ganz neuer Typ, der des Industriemuseums, wenn auch in für das Ruhrgebiet kennzeichnender westfälisch-rheinischer Konkurrenz, beigegeben worden. Große Ausstellungen dieser und anderer Träger, etwa diejenigen zum Nationalsozialismus, zu Verfolgung und Widerstand in Ruhrgebietsstädten oder die große Industrie- und sozialgeschichtliche Ausstellung „Feuer und Flamme“ in Oberhausens Gasometer, haben zusammen mit einschlägigen Veröffentlichungen viele Menschen angezogen, waren also sehr erfolgreich, haben offenkundig Bedürfnisse erfüllt. Es ist bezeichnend für das Ruhrgebiet, daß darin auch ganz neue Wege der Präsentation von Geschichte versucht worden sind - das Ruhrgebiet ist inzwischen nicht nur ein starkes Stück, sondern vor allem ein Experimentierfeld Geschichtskultur. Darin mag sich die Haushaltsnot der Kommunen gegenwärtig als ausgesprochen hinderlich erweisen.⁴ Wie immer, erscheint den Pragmatikern der Kommunalpolitik Kultur als eher streichungsfähig, aber das eröffnet eine ganz andere Debatte. Was sind aber die Ursachen der neuen Geschichtskultur an Ruhr und Emscher?

Das „geschichtslose“ Proletariat

Natürlich hat es Geschichtsschreibung immer schon, wenn auch keineswegs ausgeprägt, im Ruhrgebiet gegeben. Es war aber offenkundig eine Geschichtsschreibung der wenigen Bürger im Ruhrgebiet für ihresgleichen. Nicht nur, daß dem historischen Proletariat, wie es bekanntlich gerade hier in besonderer Ausprägung und besonders zahlreich seit der Mitte des 19. Jahrhundert entstanden war, von bürgerlicher Seite historische Würde abgesprochen, vielmehr das ganz und gar negativ gemeinte Prädikat der „Geschichtslosigkeit“ zugesprochen worden ist - in mancher Hinsicht muß man tatsächlich einräumen, daß ein Geschichtsbedürfnis die historische Arbeiterklasse nicht so sehr, und jedenfalls nicht in einem mit dem Bürgertum vergleichbaren Umfang, geprägt hat. Solche Geschichtslosigkeit ließ sich in der Sicht des Sozialismus positiv wenden, denn mit festem Blick auf eine andere, bessere Zukunft waren, das ist übrigens historisch keineswegs richtig, Arbeiter als „homines novi“ mit der industriellen Revolution massenhaft entstanden, also jüngeren Datums, und gerade diese historische Frische schien sie zur Erlangung der klassenlosen Gesellschaft besonders zu befähigen.

Auch in anderer Weise entbehrte der Ruhrgebietsarbeiter der Geschichte. Man muß nicht die These vom „Schmelztiegel“ Ruhrgebiet für richtig halten, wenn man den Umstand konstatiert, daß die vielen Zuwanderer, die ja alle ihre ethnisch-kulturelle, meist ländlich geprägte Vergangenheit hatten, diese Vergangenheit überraschend schnell ablegten. Natürlich kann man viele Prozesse ausmachen, die mit diesem Resultat zusammenwirkten, der Umstand bleibt dennoch bemerkenswert, vergleicht man damit etwa die oft zählleibige ethnische Identität in klassischen Zuwanderungsländern wie den USA.

⁴ Vgl. „Ruhrkrise. Die Großstädte schicken ihre Kulturdezementen in die Wüste“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 5777. März 1996, S. 35.

Gewiß, die Not der Selbstidentifikation in einer so gänzlich anderen Welt ließ die Ruhrarbeiter rasch, und zwar spätestens in der zweiten Generation, vergessen, und darüber hinaus mangelte es ihnen an Instrumenten der Gedächtnisstütze, in der ersten Generation der Zuwanderer wohl auch an Lesebereitschaft, an kultureller Zuwendung durch die sie umgebenden kommunalen Einrichtungen und oftmals an der erforderlichen Zeit zum Nachdenken außerhalb der Nöte und Beschwerden des Alltags. Für viele von ihnen war Lesen schlicht ein mühseliges Geschäft, in dem sie, im Lebenslauf, immer weniger geübt wurden, und die Zeitung wurde ihnen deshalb oft so unentbehrlich wie hinreichend. Ein großer Teil von ihnen hatte auch einfach sprachliche Probleme.

Es ist in der jüngeren Forschung längst offengelegt worden, daß und wie sehr Daseinsgewohnheiten, Brauchtümer und Lebenssichten in die Industrieregion verpflanzt wurden, daß ethnische Vielfalt und ethnische Konflikte stattfanden und zugleich hinderlich wie förderlich wirkten, daß die ethnische Vielfalt in der Herkunft der Ruhrgebietsbevölkerung noch heute sichtbar und spürbar ist. Trotzdem war der Arbeiterbevölkerung das Interesse an ihrer Geschichte nicht vorrangig. Viel eher schon schloß sie sich, wenn es um Geschichtsinteressen ging, demjenigen an, was von anderer Seite angeboten wurde: Der besonderen Art bürgerlicher Geschichtsbetrachtung im Spätflistorismus, auch sogar katholischer Heilsgeschichte - ob von der Kanzel oder im Arbeiterverein -, ferner der Geschichte im antiquarischen Sinne, also der Geschichte der großen Taten großer Männer, und schließlich gab es gerade unter Arbeitern nachweislich ein hohes Interesse an Naturgeschichte und der Geschichte ferner Länder und Völker. Was im klassischen Sinne der Geschichtsschreibung im Ruhrgebiet entstand, war jedoch weithin den Federn des bis nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst verhältnismäßig schwach vertretenen Bürgertums zu verdanken, und als Adressat solchen Schrifttums wurde weitgehend auch das Bürgertum angepeilt. Einige ganz unvollständige Beobachtungen zur Entwicklung des historischen Schrifttums über das Ruhrgebiets seien hier angefügt:

1. Sieht man einmal von den älteren, chronikartigen Formen der Geschichtsschreibung ab, die es mit den alten Städten natürlich auch in diesem Raum gab, dann beginnt Geschichtsschreibung über das Ruhrgebiet als eine Historiographie von außen, mit Reiseberichten, mit den Visionen der Zeitgenossen über das Neue, das dort entstand - erinnert sei an den Engländer Banfield⁵ oder auch an den Volkskundler Wilhelm Heinrich Riehl, der neben vielem anderen die Bergleute und das Proletariat insgesamt in den Blick nahm. Sehr frühzeitig zeichnet sich daneben ein weiterer historiographischer Strang ab: Das waren die oft erstaunlich weitsichtigen Anstrengungen gebildeter Bergbeamter, die gerade im Zeitalter der Bergrechtsreformen, und deshalb oft in legitimatorischer Absicht, das Werden des Berg-

⁵ Thomas C. Banfield, *Industry of the Rhine*, 2 Bde. London 1846/48, Neudruck in 1 Bd. New York 1969. Ich beschränke mich im folgenden auf sehr wenige Hinweise.

baus im Ruhrgebiet, seine technologischen Errungenschaften und auch das soziale Gefüge in dessen Entstehen in den Blick nahmen. Das war keineswegs eine unkritische Geschichtsschreibung, stand sie doch dem neuen liberalistischen Bergwerkskapitalismus konservativ und deshalb distanziert gegenüber.⁶ Noch anlässlich des Streiks von 1889 gab es aus konservativen Bergbeamtenkreisen durchaus wohlwollende, zugleich unternehmerkritische Äußerungen. Dennoch ist dieses Schrifttum frühzeitig überwiegend in den Einfluß der Unternehmerseite geraten, was man füglich an den beamteten Literaten der Bergbaugeschichte seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, etwa anlässlich der großen Bergmannstage, beobachten kann. Nach der Jahrhundertwende erschien denn auch, unter maßgeblicher Beteiligung von Bergbeamten, das große, zwölbändige Sammelwerk des Bergbauvereins über die „Entwicklung des niederrheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaus“ - ein vor allem in technikgeschichtlicher Hinsicht noch heute grundlegendes Werk.⁷ In den folgenden Jahrzehnten blieb die Bergbau- und Bergarbeitergeschichte ganz überwiegend diesem Dunstkreis verhaftet, aber es gab, etwa aus Kreisen der sozialreformerischen Nationalökonomie, Schrifttum mit kritischem Impetus, so über die Lage der Bergarbeiter, ihre Streiks, ihre Gewerkschaftsbewegungen. Seltsame, höchst ambivalente Höhepunkte erreichte dieses Schrifttum mit den großen Arbeiten von Paul Wentzcke über den Ruhrkampf und von Hans Spethmann über zwölf Jahre Ruhrbergbau - legitimatorische Schriften, die ganz und gar im Bann der Zeitereignisse standen.⁸

2. Gleichfalls gewissermaßen autochthon, entfaltete sich etwa um die Jahrhundertwende ein sozusagen auf das schwache ruhrindustrielle Bürgertum bezogenes historisches Schrifttum, das sich vornehmlich in zwei Varianten dokumentierte: zum einen in der historischen Vereinsbewegung, die mit einiger Verspätung auch im Ruhrgebiet Fuß faßte und die sich, wie überall sonst, in hohem Maße zunächst jedenfalls der älteren Geschichte der jeweiligen Einzugsbereiche zuwandte, so in Dortmund und in Essen. Zumal in personeller Hinsicht war damit eng die frühe Stadtgeschichtsschreibung über die Region verknüpft. Gelegentlich scheint die Professionalisierung der Stadtverwaltungen, mithin die Abgrenzung der Archivbereiche, darin eine Rolle gespielt zu haben. So entstanden im ganzen beeindruckende Stadtgeschichten, etwa ziemlich früh schon diejenige von Darpe über Bochum.⁹ Methodisch handelte es sich um dem Historismus verpflichtete Werke. Sie widmeten jedoch den atemberaubenden Entwicklungen seit Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus breiten Raum, benutzen darin vielfach die städti-

6 Typisch etwa: Wilhelm von Velsen, Beiträge zur Geschichte des niederrheinisch-westfälischen Bergbaues, hrsg. v. Walter Serlo, Essen 1940.

7 Die Entwicklung des Niederrheinisch-Westfälischen Steinkohlen-Bergbaues in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, hrsg. v. Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund, 12 Teile Berlin 1902-1905.

8 Hans Spethmann, Zwölf Jahre Ruhrbergbau. Aus seiner Geschichte von Kriegsbeginn bis zum Franzosenabmarsch 1914-1925, 5 Bde. Berlin 1928-1932; Paul Wentzcke, Ruhrkampf. Einbruch und Abwehr im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 2 Bde. Berlin 1930-1932.

9 Franz Darpe, Geschichte der Stadt Bochum, 3 Bde. Bochum 1888-1894.

sehen Verwaltungsberichte mit ihrer noch heute höchst wertvollen Quellenvielfalt.¹⁰ Solcher Historismus war es auch, der dasjenige Schrifttum bestimmte, das aus den Arbeiterbewegungen entstand, zumal aus der christlich-katholischen Arbeiterbewegung, die sich der Geschichte mit größerer Bereitschaft zuwandte, aber auch aus den Gewerkschaften und der Sozialdemokratie. Letztere hat für die Zeit vor 1914 zwar eine Fülle von Quellen, jedoch nur sehr wenig ruhrgebietsbezogenes Schrifttum hinterlassen. Was ich hier mit „Historismus“ meine, wird wohl am besten deutlich, wenn man die großen Bergarbeitergeschichten von Otto Hue und Heinrich Imbusch betrachtet.¹¹

3. Die Zwischenkriegszeit, den Nationalsozialismus einschließend, hat letztlich wenig - und wenn, dann die schon erwähnten apologetischen - Spuren im Ruhrgebietsschrifttum hinterlassen. Es gab, z. T. schon vor 1914, bereits einige Sozialenqueten, die kritisch aufgearbeitet wurden; das bergbeamtete Schrifttum setzte sich fort; unter dem Eindruck des Nationalsozialismus besann man sich zeitweilig im Unternehmerlager gewisser ständischer Tugenden, ohne daß ein dezidiert nationalsozialistisches, untemehmernahes Schrifttum entstanden wäre. Bis in die frühen fünfziger Jahre gab es mithin, insgesamt gesehen, kein ausgeprägt auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Reviers bezogenes Schrifttum; wohl gab es zahlreiche Titel nach dem Muster „Das Ruhrgebiet im Wechselspiel“,¹² wohl gab es relativ spezialistische wirtschaftsgeschichtliche, seit den zwanziger Jahren auch wichtige technikgeschichtliche Untersuchungen; die neue schwerindustrielle Gesellschaft als solche und in ihren besonderen Daseinsweisen ist jedoch überhaupt seit der Jahrhundertwende nicht oft dargestellt worden. Eine ganz wichtige Spur hat der Nationalsozialismus freilich in der Ruhrgebietsforschung hinterlassen, und die verbindet sich mit dem Namen von Wilhelm Brepohl. Seine Studien erzielten in den fünfziger und zu Beginn der sechziger Jahre große Resonanz, die Thesen wurden eifrig diskutiert, da war jemand, der das „Ruhrvolk“ ernst zu nehmen schien. Lange Zeit wurde ihm fälschlich die Erfindung der Zonengliederung als Folge der Nordwanderung des Bergbaus zugeschrieben; er hat dies einer Dissertation von Otto Quelle entnommen, die 1926 erschienen war. Brepohl war nicht untemehmernah, vielmehr schrieb er, nach 1945 von Überspitzungen befreit, im Nebel der Volkstumsforschung, was man leicht an dem von ihm verfaßten programmatischen Schrifttum über seine 1939 gegründete Gelsenkirchener Volkstumsstelle feststellen kann. Das war also eine bereinigte Kontinuität, die nicht ausschloß, daß, etwa über die Wanderungsbewegungen, brauchbare empirische Ergebnisse zutage geför-

10 (Erich) Zweigert, Die Verwaltung der Stadt Essen im 19. Jahrhundert m. bes. Berücks. der letzten fünfzehn Jahre. Erster Verwaltungsbericht der Stadt Essen, Essen 1902.

11 Heinrich Imbusch, Arbeitsverhältnis und Arbeiterorganisation im deutschen Bergbau. Eine geschichtliche Darstellung, Essen o. I (1908); Otto Hue, Die Bergarbeiter. Historische Darstellung der Bergarbeiter-Verhältnisse von der ältesten bis in die neueste Zeit, 2 Bde. Stuttgart 1910-1913. Beide Werke sind nachgedruckt worden.

12 Von H. Spethmann, 3 Bde. Berlin 1933-1938.

dert wurden.¹³ Die fatale Kontinuität ist indessen nicht vereinzelt. In einem großen Sammelwerk, das nach 1945 noch mit dem Titel „Der Raum Westfalen“ mehrbändig weiterveröffentlicht werden konnte, schrieb beispielsweise eine Dame namens Ilse Schwidetzki über die typischerweise in Westfalen anzutreffenden Gesichtsformen. Die Dame hatte ihre Forschungserfahrungen über Rassenanthropologie vor 1945 erworben.

4. Weil dies Werk¹⁴ im Umkreis der Historischen Kommission von Westfalen erschien, führt diese Erwähnung zu einem weiteren, wichtigen Punkt: Das sind die Hemmnisse, die der Entwicklung einer auf die Region insgesamt bezogenen, methodisch anspruchsvollen Geschichtsschreibung im Wege standen. Sie sind im wesentlichen durch die administrative Zergliederung, nach 1945 dann durch die Entscheidung bedingt, daß den Landschaftsverbänden im Rahmen der Altprovinzen Westfalen und Rheinland auch die Aufgabe der Kulturpflege zuzuweisen sei. So verblieben dann die beiden historischen Kommissionen des Rheinlands und Westfalens ebendort. Es ist von den Kommissionen manche verdienstvolle, oft unendliche Mühen und einen langen Atem erfordernde Quellenforschung betrieben worden, die in Quelleneditionen, dann in Schriftenreihen zum Ausdruck kam. Das Ruhrgebiet lag stets am Rande solcher Anstrengungen, nicht völlig außerhalb, jede der Kommissionen fühlte sich offenbar immer wieder einmal ein bißchen zuständig. Sicher schloß dies andere verdienstvolle Aktivitäten der Landschaftsverbände vor allem seit den späten siebziger Jahren nicht aus; zu denken ist hier an die Industriemuseen, an die Bemühungen zur Erhaltung industriegeschichtlicher Denkmäler, auch an das Westfälische Institut für Regionalgeschichte in Münster.

5. Seriöse Geschichtsschreibung bedarf stets der Quellenforschung mit langem Atem, mit dem Mut zu sorgfältigen Quelleneditionen, in der Absicht der Quellensicherung und Bereitstellung von Instrumentarien zur Interpretation. Das gibt es in Westfalen und im Rheinland lange schon für das Mittelalter und für die frühe Neuzeit; für das Ruhrgebiet im 19. und 20. Jahrhundert gibt es das nicht in systematischer Anstrengung. Quelleneditionen, die das Ruhrgebiet betrafen, sind fast immer von anderer Seite angeregt worden; hier wäre an die Bände von Gerhard Adelman über die soziale Betriebsverfassung und an die das Ruhrgebiet sehr stark berücksichtigenden Bände Hansjoachim Hennings über die Sozialpolitik der Zeit vor 1914 zu erinnern.¹⁵ Weitere Quelleneditionen liegen über einzelne Problemfelder vor, etwa das

13 Wilhelm Brepohl. Das Ruhrvolk in der Volkstumsforschung, in: Rheinische Vierteljahrsblätter 7 (1937)

S. 341-372; ders., Der Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-West-Wanderung. Beiträge zur deutschen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Recklinghausen 1948; ders., Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform, dargestellt am Ruhrgebiet, Tübingen 1957.

14 Hermann Aubin u. a. (Hrsg.), Der Raum Westfalen, 5 Bde. u. Sonderbd., Berlin 1931-1934, Münster 1958. Weitere Bände vornehmlich volkskundlichen Inhalts erschienen in der Folgezeit.

15 Gerhard Adelman (Hrsg.), Quellensammlung zur Geschichte der sozialen Betriebsverfassung. Ruhrindustrie unter bes. Berücks. des Industrie- und Handelskammerbezirks Essen, 2 Bde. u. Registerbd. Bonn 1960-1968; Hansjoachim Henning u. a. (Hrsg.), Die Sozialpolitik in den letzten Friedensjahren des Kaiserreichs, Bde. 1-3 (für die Jahre 1905, 1906, 1907) Stuttgart 1982-1994.

Buch von Abelshauer und Himmelmann über die Revolutionszeit.¹⁶ Ein systematisches Konzept der Quellensammlung und selektiven Quellenedition hat nie existiert, obwohl bekanntlich die Industrie- und unternehmensgeschichtlichen Quellen, jene zur Technik- und allgemeinen Sozialgeschichte, zur Verbände- und Gewerkschaftsgeschichte und zur Stadtgeschichte in der bedeutendsten europäischen Industrieregion reichlich sprudeln. Diese Aufgabe ist unter dem Eindruck konkurrierender Instanzen nicht einmal recht erkannt worden. Die Universitätsgründungen im Ruhrgebiet haben dies nicht erleichtert, wenn sie auch, im Rahmen der allgemeinen historiographischen Entwicklungen seit den siebziger Jahren, erstmals sehr bedeutende Forschungsleistungen zur Ruhrgebietsgeschichte möglich gemacht haben.

6. Diesem gewiß gänzlich unzureichend ausgefüllten Bild wäre hinzu-zufügen, daß in der geschichtswissenschaftlichen Forschung über das Ruhrgebiet erfolgreich experimentiert, daß neue Methoden erprobt und ganz unkonventionelle Veröffentlichungen vorgelegt worden sind. Das gilt für die mündliche Geschichte, die in Deutschland prominent am Ruhrgebiet erprobt worden ist; es trifft im weiteren Sinn für Versuche zu, „Volksgeschichte“ zu schreiben, die Menschen dafür zu engagieren und ihr Engagement bis in die geschichtswissenschaftliche Praxis zu geleiten - hier nun treffen sich die Geschichtswissenschaft und die moderne Geschichtsbewegung der zahllosen Initiativen „vor Ort“.¹⁷

Geschichte und Verbürgerlichung

Die Bilanz ist also nicht schlecht. Was immer in den vergangenen beiden Jahrzehnten von selten der Ruhrgebietsuniversitäten und anderer wissenschaftlicher Einrichtungen zur Ruhrgebietsgeschichte auch schöpferisch getan worden ist, es erklärt dennoch nicht hinreichend, was nun schon seit etlichen Jahren zu beobachten ist: eine moderne Geschichtsbewegung, in deren Rahmen vielerorts im Ruhrgebiet kleine und größere, ganz und gar autonome und im positiven Sinne laienhafte, dann aber auch halbprofessionelle Initiativen entstanden sind und in die Öffentlichkeit wirken. Es muß andere, umfassendere Gründe für diese moderne Geschichtsbewegung geben. Ich vermute die wichtigsten dieser Gründe in der Umstrukturierung der historischen Landschaft seit den sechziger Jahren, zweitens in der damit gewiß zusammenhängenden Formierung einer neuen Generation gebildeter Arbeiterkinder, die heute die intellektuelle Meinungsführerschaft in der Region übernommen hat, und schließlich ganz allgemein in denjenigen deutschen Gründen, die hierzulande ganz besonders zur näheren Befassung mit der jüngeren Geschichte veranlassen.

16 Werner Abelshauer/Ralf Himmelmann (Hrsg.), *Revolution in Rheinland und Westfalen. Quellen zu Wirtschaft, Gesellschaft und Politik 1918-1923*, Essen 1988.

17 Vgl. Hochlarmarker *Lesenbuch*. Kohle war nicht alles. *Hundert Jahre Ruhrgebietsgeschichte*, 2. Aufl. Oberhausen 1982, und Michael Zimmermann, *Schachtanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880-1980*, Essen 1987; in diesem Buch sind viele weitere Veröffentlichungen aus diesem Bereich, darunter auch Lutz Niethammers *Oral History-Studien* (und die seiner Arbeitsgruppe), zitiert.

Der Strukturwandel, wie immer er bekämpft worden ist, welches soziale Elend er auch verursacht hat, welche Anpassungsleistungen er einforderte - er hat das Ruhrgebiet bis heute, wiewohl er noch nicht vollendet ist, aus denjenigen kulturellen Mängeln hinausgestoßen, die sich mit der Dominanz der Schwerindustrie notwendig verbunden hatten. Seit den sechziger Jahren erst ist das Ruhrgebiet von den Zwängen einer schwerindustriell dominierten Erwerbslandschaft mit stark klassengesellschaftlichen Zügen erlöst und hin zu einer gewerblich diversifizierten, sozial durchmischten, urbanen Dienstleistungsgesellschaft fortentwickelt worden. Wir befinden uns gegenwärtig vermutlich in einer neuerlich krisenhaften Endphase diese Wandels, in der auch der Schwerindustrie zugehörige kulturelle Einrichtungen der Neuordnung bedürfen. Eine rund zweihundertjährige, in der Dominanz von Kohle und Stahl vereinseitigte Entwicklungsphase schließt sich, und zugleich baut die größte urbane Agglomeration Europas weiter an ihrer Zukunft. In dieser Situation hat sich ein ausgeprägtes Orientierungsbedürfnis entfaltet, das in einem inzwischen tiefgestaffelten Regional- und Lokalbewußtsein der Bevölkerung ruht und nach dem Besonderen und Bewahrenswerten in der Geschichte der Region sucht: Es kann nicht erlaubt werden, daß diejenigen Stätten, die Bauwerke und Orte der Erinnerung, die das Leben der Vorgenerationen geprägt, begleitet, ja, ausgemacht haben, überall von der Bildfläche verschwinden. Nach langer Stabilität in einseitigen Bezügen provoziert der immense wirtschaftliche und soziale Strukturwandel Orientierungsbedürfnisse. Er hat inzwischen eine andere Gesellschaft geschaffen, in der Dienstleistungen, also durchweg, wenn auch nicht ausschließlich, Berufe mit höheren Anforderungsprofilen so verbreitet sind wie überall sonst. In den wichtigen sozialen Parametern, von der Säuglingssterblichkeit über die Hausbelegungsdichte, vermutlich auch die Quote der Eigenheimbesitzer, bis zur Lebenserwartung weist, das wäre allerdings noch genauer zu erforschen, die Städtelandschaft im Ruhrgebiet heute kaum noch Unterschiede zu anderen Regionen oder zum Durchschnitt Nordrhein-Westfalens auf.¹⁸ Im Gegenteil, in mancherlei Hinsicht steht sie besser da.

Nicht schon seit 1945, erst seit den sechziger Jahren gab es im Ruhrgebiet eine reelle Chance für Arbeiterkinder, und vor allem Arbeitertöchter, auf Bildung. Man muß sich vergegenwärtigen, daß in der weit über hundertjährigen Industriegeschichte des Reviers bis zum Zweiten Weltkrieg und auch noch danach die Chancen für Arbeiterkinder, ein Gymnasium zu besuchen und anschließend zu studieren, außerordentlich gering waren. Das war im Prinzip überall in Deutschland so, und es wurde erst in der Zwischenkriegszeit hin zu den Söhnen der mittleren und unteren Angestellten und Beamten gelockert; ganz langsam nur lockerte sich die Domäne des Bildungsbürgertums auf den Bildungsmärkten und damit über die entscheidenden Aufstiegsschleusen. Vor allem wegen der Universitätsgründungen im Ruhrgebiet und wegen der sozialen Öffnung der Gymnasialbildung hat sich dies funda-

¹⁸ Vgl. Klaus Tenfelde, Soziale Schichtung, Klassenbildung und Konfliktlagen im Ruhrgebiet, in: Köllmann u. a. (Hrsg.), Ruhrgebiet, Bd. 2, S. 121-217.

mental geändert. Wir scheinen insofern auch im Ruhrgebiet auf eine Drittelgesellschaft zuzusteuern: ein Drittel Abiturienten mit einem stärker artikulierten Geschichtsbedürfnis, Menschen also, die in entscheidenden Phasen der Persönlichkeitsformung eine inzwischen in den Oberstufen der Gymnasien auch recht kritische historische Bildung mit auf den Weg bekommen haben.¹⁹ Mindestens ebenso wichtig war, daß diese Bildung gleichermaßen den Geschlechtern zuteil wurde.

Auch die infrastrukturellen Defiziten der schwerindustriellen Städte klangen, etwa im Falle von Essen und Mülheim, schon in der ersten Jahrhunderthälfte ab, sie wurden, Schritt für Schritt, in den anderen, auch den nördlicheren Städten seit den sechziger Jahren überwunden und hinterließen normalisierte Infrastrukturen, die in Bildung, kulturellem Angebot und Versorgung nirgendwo mehr den diversifizierten Stadtregionen anderwärts nachstehen, diese vielmehr in wichtigen Bereichen übertreffen. Im Schichtungsgefüge bildete sich, sehr deutlich erkennbar wiederum seit den sechziger Jahren, endlich eine vielfältig zusammengesetzte Mittelschicht heraus, die zunehmend akademisch gebildet war, während der handwerkliche Teil auch in absoluten Zahlen weiter zurückging. Oftmals geschah dies im generationellen Übergang, und das zu erforschen, wäre eine ganz wichtige Aufgabe der modernen Sozialgeschichte des Reviers nach 1945: die Eltern im Pütt, die Kinder im Aufstieg. Natürlich ist nicht zu übersehen, daß sich diese sozialen Strukturveränderungen unter beträchtlichen Flankenschutz vollzogen: Wirtschaftswunder] ahre, Ausbau des Sozialstaats, Bergbausubventionen, regionaler Finanzausgleich und was immer sonst an Schlagworten hier zu nennen wäre - nicht zu vergessen die Herausbildung der modernen Konsumenten- und Freizeitkulturen. Ebenso wenig darf man an den immensen Kosten vorbeisehen: den Enttäuschungen, Karrierebrüchen und Sinnverlusten im Lebenslauf so vieler, die den Strukturwandel an sich erleiden mußten, an der Arbeitslosigkeit und ihren Folgen, an der Zerstörung gewohnter Bindungen und Beziehungen.

So hat der Strukturwandel in der Generation der Kinder derjenigen, die am meisten unter ihm zu leiden hatten, nicht nur Fragen nach Identität, historische Neugierde, ausgelöst, sondern auch bessere Voraussetzungen zu einem reflektierten Umgang mit dem Problem der Selbstorientierung geschaffen. Solche Fragen müssen im Ruhrgebiet angesichts dessen schwerindustrieller Vergangenheit mit verwundernder Eindeutigkeit beantwortet werden. Natürlich gab es Vielfalt auch in dieser Eindeutigkeit. Wer aber im Ruhrgebiet nach Vergangenheit fragt, landet immer irgendwie bei Kohle und Stahl. Indem beides schwindet, drängen sich die Hinterlassenschaften auf, jedoch nun nicht mehr als Lasten, sondern als Teile kultureller Identität. Als solche werden sie, gerade in diesem Jahrzehnt, disponibel, sind gefährdet, der Ignoranz auch der neuen Gewerbe ausgesetzt.

¹⁹ Eher kritisch hierzu: Detlef Bliesen u. a., Regionalbewußtsein in Montanregionen im 19. und 20. Jahrhundert, Bochum 1994, S. 145 ff.

Es gibt also gute Gründe, aus denen sich die moderne Geschichtsbewegung des Ruhrgebiets verstehen läßt. Als jemand, der sich in seinen Forschungsarbeiten der Arbeitergeschichte verschrieben hat, möchte ich nicht des Zynismus verdächtigt werden, wenn ich das in der modernen Geschichtsbewegung gespiegelte Bedürfnis nach Geschichte in erste Linie als ein Bedürfnis der eben knapp erwähnten, relativ gutgebildeten Drittelgesellschaft bezeichne. Man frage sich, was sich in den Geschichtsinitiativen zusammenwürfelt. Ich gebe einen Eindruck wieder, nicht gesicherte Erkenntnis, es ist aber ein nicht sehr überraschender Eindruck: Schon einmal hat das Bürgertum als eine Schicht, die sich in den Städten verselbständigte, im frühen 19. Jahrhundert unter Rückgriff auf die mittelalterliche Stadtgeschichte eine Geschichtsbewegung produziert. Das Ruhrgebiet wird bürgerlich, und so gewinnt es eine durchaus konventionelle Historizität.

Doch wird solche Konventionalität Grenzen haben. Daß Ruhrgebietsgeschichte immer vorrangig Bevölkerungs-, Industrie- und Arbeitsgeschichte, weiter dann Arbeitergeschichte und Geschlechtergeschichte ist, das wird die neue quasi bürgerliche Geschichtskultur vermutlich auf lange Zeit vom Heroentum und von elitärer Selbstbespiegelung abhalten. Im neuen historischen Bewußtsein des Ruhrgebiets wird es deshalb in besonderer Weise seine Gräben hinterlassen. Es gibt schließlich in dieser Geschichte wenig zu feiern, und es dürfte schwerfallen, die Geschichte der schwerindustriellen sozialen Formation zur Legitimationsgrundlage gegenwärtigen Denkens und Handelns zu stilisieren. So wird Ruhrgebietsgeschichte stets kritischer bleiben als die Geschichte der Urbanisierung von, sagen wir, Köln oder München.

Ein Plädoyer

Möge die moderne Geschichtsbewegung im Ruhrgebiet sich gern auch manchen heute verbreiteten Fährnissen aussetzen: Möge sie etwa mit Vehemenz das Andere, das Fremde in der Geschichte suchen und sich nostalgisch gebärden, möge sie unmittelbare Identifikationsbedürfnisse stillen, sich kulturalistisch oder alltagsgeschichtlich wenden, dicht beschreiben und sich unaufhaltsam dem einzelnen nähern - tragen lassen sollte sie sich immer vom Respekt vor der Quelle als dem Grundmaterial des Historikers. Es gibt leider noch keine Quellenkunde des Ruhrgebiets, die übrigens mehr und anderes zu zeigen hätte als die Einführungen im Proseminar. Die Quellen sind in diesen Jahren gefährdet, sie bedürfen der Sicherung, auch sicher des Muts zur Kasation. Respekt vor der Quelle meint mehr, bezieht sich auf systematische Suche und Zusammenstellung, auf Quellenkritik. Immer dient die Quelle als Korrektiv vorlauter Interpretationen. Weitergehend richtet sich mein Plädoyer auf systematische Quellensicherung, auf Editionen, die dem durchaus hohen Stand der modernen Geschichtswissenschaft in Deutschland entsprechen.

Als wichtigste Aufgabe der Zukunft drängt sich das absehbare Problem auf, der modernen Geschichtsbewegung im Ruhrgebiet gerade auch in deren lockeren Beziehungen zur universitären historischen Bildung Kontinuität zu

verleihen. Das ist, aus der Sicht des Fachhistorikers, eine etwas prekäre Aufgabe. Allzu leicht gerät, wer sich mit gewissem buchgestützten Ansehen und gewohnter akademischer Eloquenz, aus der Fülle der Methoden und Theorien plappernd, hineinmengt, in ungewollte Kanzelfunktionen, die rasch zur wissenschaftlichen Arroganz verkommen können und dann leicht dämpfend, gar abtötend wirken können. Dieses Plädoyer richtet sich an die Fachkollegen und enthält Selbstkritik aus dem Bewußtsein, daß nicht alles, was gedruckt wurde, standgehalten hat. Aus der Situation, in der sich die Region gegenwärtig befindet, und aus ihren historischen Besonderheiten erwächst für die Fachhistorie eine Pflicht des Zuhörens - und eine Chance des Lernens.

Manche sagen, die Geschichtsbewegung im Ruhrgebiet habe ihre beste Zeit schon hinter sich - das sind dann die alten Kämpen, die sich an Pionierrollen erinnern. Uns braucht da einerseits nicht bange zu sein, denn die Drittelgesellschaft wird sich weiter stabilisieren, und die erreichten institutionellen Hintergründe in einzelnen Städten sind, wiewohl zur Zeit gefährdet, durchaus beeindruckend. Dasselbe gilt für die Industriedenkmalspflege, für die Zeugnisse der Technikgeschichte und der Sozialgeschichte in Industriemuseen, für andere Museumsbereiche, die sich in inspirierten Ausstellungen den Menschen selbst längst zugewandt haben. Man scheut sich, etwa das Ruhrlandmuseum in Essen zu erwähnen, weil man vom Institut für Stadtgeschichte in Gelsenkirchen, dem Fritz-Hüser-Institut für Arbeiterliteratur in Dortmund oder dem Institut für Arbeiterbildung in Recklinghausen der Ignoranz verdächtigt werden oder weil das Dortmunder Stadtarchiv vermuten könnte, man habe wohl seine bedeutende Ausstellung über Dortmund im Nationalsozialismus nicht besucht. Das alles ist sehr beeindruckend, und der Historiograph der modernen Geschichtsbewegung im Dissertationsformat wird vermutlich nicht lange auf sich warten lassen.

Kontinuitätssicherung bedeutet mehr, mehr auch im Hinblick auf den Umstand, daß die Schwächephase der kommunalen Haushalte vermutlich irgendwann ein Ende haben wird. Es bedeutet Erhaltung der Initiative bei Professionalisierung der Grundlagen. Es bedeutet Vernetzung, da sind wichtige Schritte getan, weitere müssen folgen, damit auch Dienstleistung, Verfügbarkeit von Hilfen, regionale Zusammenarbeit. Die Geschichte des Ruhrgebiets sollte ein gemeinsames Haus finden. Ein solches Haus muß mehr sein als ein „Server“ im Netzwerk von „work stations“, es muß die Intellektualität der Ruhrgebietsgeschichte stimulieren, und das verlangt Interdisziplinarität, Auslandskontakte, Einübung vergleichender Untersuchungstechniken, um das Besondere um so schärfer zu erkennen. Ein schwerer Fehler jener dummen alltagsgeschichtlichen Debatte in den achtziger Jahren wäre jedenfalls zu vermeiden: Die Gegenüberstellung der bebrillten Wissenschaftler und der barfüßigen Jäger und Sammler auf dem Felde der Geschichtskultur, die wissenschaftliche Arroganz mithin ebenso wie der antiwissenschaftliche Affekt. Eine moderne Geschichtskultur gedeiht am besten zwischen solchen Fronten, nicht in solchen Fronten.